

Die Säule, an die ich mich lehne Eduard Mörike zum 200. Geburtstag

Prälat Sixt Karl Kapff, Wortführer des württembergischen Pietismus und Polemiker gegen Mörikes Freund David Friedrich Strauß, hielt die Grabrede am 6. Juni 1875 auf dem Pragfriedhof. Er hatte sich an dem verängstigten Mörike als Eheseelsorger bewährt. Und Mörike hatte ihn noch an sein Sterbebett rufen lassen. Friedrich Theodor Vischer, Ästhetikprofessor und Wortführer gegen die geistige Enge des württembergischen Pietismus, hielt einen liebevoll verstehenden Nachruf, ließ aber unerwähnt, dass Mörike auch einmal Pfarrer gewesen war. Ich hoffe, die beiden haben sich über Mörikes Grab wenigstens kurz die Hand geschüttelt. Auf Mörikes Lebensweg begegnen wir dem wilden Waiblinger, der 27-jährig in Rom zugrunde ging; seine Romane gingen Mörike noch lang nach. Und dem ein Jahr jüngeren „Blumhärtdle“, der dem kranken Mörike auf dessen Wunsch in Möttlingen die Hand aufgelegt hat, so dass es ihm einige Wochen lang besser ging. Dazu dem „Erzfreund“ Wilhelm Hartlaub, der ihm nicht nur ideell, sondern auch finanziell die Treue hielt. Wir begegnen Justinus Kerner, dem Mörike einen respektablen Bericht über nächtliche Geistererscheinungen im Cleversulzbacher Pfarrhaus zur Veröffentlichung gegeben hat. Friedrich Hebbel, „*dieser Glutmensch durch und durch*“, mit seinem „*schneidenden Verstand*“, Tragiker und Skeptiker gegen alles, was im Christentum auf Erlösung zielt, Theodor Storm begegnet uns, der in Mörikes „*erschlafften*“, um nicht zu sagen „*verfallenen*“ Gesichtszügen unter seinem „*lichtblonden Haar*“, einen „*fast kindlich zarten Ausdruck*“ erkennt, „*als sei das Innerste dieses Mannes von dem Treiben dieser Welt fast unberührt geblieben*“. Der Münchener Freund Moritz von Schwind, dessen allegorische Zeichnung „der Gefangene“ über Mörikes Schreibtisch die Ängste und Sehnsüchte im Vormärz, auch Mörikes Spannung ausdrückt. Sehr verschiedene Leute, wenn man sie geistig, gar kirchenpolitisch einordnen wollte.

Vielleicht kommen sie bei Mörike alle zusammen, weil ihm die Theologie weniger wichtig war als die Freundschaft. Trotz seiner häufigen Abwehr „*Laß, o Welt, o laß mich sein! / Locket nicht mit Liebesgaben, / Laßt dies Herz alleine haben / Seine Wonne, seine Pein!*“

15 Stunden Karzer pro Semester

So war er im Seminar in Urach, so im Tübinger Stift. Die Kräche zwischen Freund David Friedrich Strauß und der Fakultät - „*Steudel, Bahn- und Eschenmaier / Lieben keine Straußeneier...*“ - kann er locker kommentieren. Denn er hat, wie er freimütig zugibt, weder Straußens „Leben Jesu“ gelesen – die Bände seien ihm zu teuer –, noch hat er je „mit heißem Bemühen“ das altkirchliche Dogma zu verstehen versucht. Es sei wie die Straßen seiner damals schon recht verlassenen Geburtsstadt Ludwigsburg, „Grasburg“ genannt, ehrwürdig und leer, fremd und Heimat zugleich. Fremde Heimat Glaubenslehre! „*...also bist du nicht so schlimm, o alter / Adam, wie die strengen Lehrer sagen...*“ und: „*So fühlt auch mein alter, lieber / Adam Herbst- und Frühlingsfieber, / Gottbeherzte, / Nie verscherzte / Erstlings-Paradieseswonne*“. Dass er, der nach mehrfach nicht bestandenen Landexamen durch des Paten Georgii mächtigen Einfluss „gnadenhalber“ ins Uracher Seminar gekommen war, schließlich als 37. von 42 Kandidaten die Universität Tübingen – auch wieder „gnadenhalber“? - verließ, zeigt, dass sein Eifer in Sachen Theologie moderat gewesen sein dürfte. Vielleicht hatte der einstige Stiftsrepetent David Friedrich Strauß Freund Mörike im Blick, wenn er 1840 auf das Schicksal jener jungen Leute zu sprechen kam, „*die jährlich durch den Speck der Stiftungen in die Theologische Mausefalle gelockt werden, in der gerade die Besten am jämmerlichsten zugrunde gehen*“. Zugrunde ging Mörike dort nicht, trotz circa 15 Stunden Karzer pro Semester, die er sich jeweils redlich verdient hatte, trotz des verstörenden Liebeserlebnisses mit Maria Meyer – der „*Peregrina*“ seiner glutvollsten Liebesgedichte. Aber er kam ins Vikariat mit dürftigen theologischen Kenntnissen. Ein Vikar, dem die Grundlehren der Kirche fremd, „ehrwürdig“ und „leer“ waren.

Tat er sich deswegen so schwer auf der Kanzel? „*Ich kann und kann eben nicht predigen und wenn Du mich auf die Folter spannst*“. Es gibt Pfarrfamilien, in denen man sagt Kanzelholz sei gesund, man schickt den schwächelnden Mann nicht zum Arzt, sondern auf die Kanzel. Den Vikar Mörike machte Kanzelholz krank. Obgleich Gemeindeglieder in Owen und Ochsenwang ihn nicht ungern predigen hörten. „Mittelmäßig disponiert, unangemessen ausgeführt, stoßweise mit schwachem Organ vorgetragen“ hatten die Prüfer in Tübingen unter seine Examenspredigt geschrieben. Konnte er wirklich nicht? Wollte er nicht? Die Sonntagspredigt stehe wie „*ein unvergängliches Gespenst*“ vor ihm, schreibt er an Braut Luise. „*Das Evangelium hielt mir seinen ganzen Frieden entgegen...aber ich konnte die Brücke zur Predigt nicht finden, und was dort lauterer Gold gewesen war, das wurde stumpfes Blei, wenn ich die Feder ansetzte. Eine ruhige Trauer umhüllte mir jeden Gedanken...*“, schreibt er aus Ochsenwang nach dem Krankenabendmahl bei einem jungen Mann. Erschütternde Begegnungen mit Menschen haben ihn sehr angefochten, wenn er das Evangelium zur Sprache bringen wollte.

„**Alles nur kein Geistlicher!**“

Oder war er zu kritisch seinem eigenen Ausdruck gegenüber? Die große Sache und unsere kleinen Worte! Darum auch zur Kanzel „ein ängstig Band“? War es die instinktive Abneigung des Lyrikers gegen tendenzielle Rede? In einem Vers berichtet Mörike von einem Herrn Dr. B., der ihn aufgesucht habe, um ihm zu sagen, dass er in seiner Dichtung „eine Tendenz vermisst“. Ihm habe er bedeutet: „*Tendenz! Ei, meiner Treu!...Will mir gleich einen Knopf in mein Sacktuch machen!*“ Waren es die „*lähmenden Gesangbuchs-Einflüsse*“, unter denen ein Geistlicher, besonders ein Vikar, stehe? War es Mörikes Unfähigkeit, sozusagen auf Bestellung – pass auf, der Sonntag kommt herbei! – Letztgültiges in angemessener Form zu bieten? Das konnte er ja auch für die „*Damen-Zeitung. Morgenblatt für das Schöne Geschlecht*“ der Gebrüder Franckh nicht, obgleich die Leserinnen nicht unbedingt „*Letztgültiges*“ erwartet hätten. Er bekam, wenn der Abgabetermin nahte, „*vom Erzählungschreiben bald Bauchweh, ärger als vom Predigtmachen*“. Er könne „*nicht so tagelöhnermäßig zu Kauf bringen, was ungefehr von Poesie*“ in ihm stecke. Von dem so verdienten Geld „*hatt ich das Grimmen, als läge mir Gift im Leibe...ich stand düster am Fenster und fraß meine Faust*“. Oder war es das Geschick seines Bruders Karl, der „*unlautres, tolles, mir unfassliches Zeug gemacht*“, der nämlich heimlich revolutionäre Plakate geklebt hatte, um die Täter öffentlich umso entschiedener zu verfolgen und sich so zu „*profilieren*“ – Vorsicht, Profilbemühte! -, und der dafür ein Jahr auf den Hohenasperg musste? Mörike hat diese Sache unheimlich geschlaucht. Nicht zuletzt, weil man ihn auch verhört hatte und er fürchtete, im königlichen Konsistorium nun für immer abgestempelt, wohl gar erledigt zu sein. Dass und wie er dem gefallenen Bruder dennoch die Treue gehalten hat, zeigt, welche charakterlichen Qualitäten in dem sonst eher zaghaften Mann steckten.

„*Alles nur kein Geistlicher! hier bin ich ganz und durchaus gelähmt!*“ und an sein „*lieb alt Luder Mährlen: Schaffe nur einen Ausweg vor dem CONSISTORIUM und seiner Stickluft, so will ich mich regen und umthun, und Dinte aus allen Poren sprützen!*“ Tyrannische geistliche Potentaten können es nicht gewesen sein, die ihn zu dieser Abneigung veranlasst haben. Seine „*Vikarsväter*“ in Owen und Köngen, sein Dekan in Kirchheim, die ihm vorgesetzten Männer des Konsistoriums waren allesamt Leute, die ihm wohl gesinnt waren. Seine Urlaubsgesuche, seine Anträge auf Beihilfe zur Kur, schließlich das Pensionsgesuch des knapp 39-Jährigen, alles wurde wunschgemäß genehmigt. Sie scheinen viel Verständnis für den kriselnden Vikar und Pfarrer gehabt zu haben. Vier Vikare hat man in Cleversulzbach dem Pfarrer der 700-Seelen-Gemeinde nacheinander zugestanden. Er durfte, während sie Gottesdienst hielten, Orgelspiel und Gemeindegeseang vom Garten aus genießen. Man hat es ihn nicht büßen lassen, dass er über seinen guten Vikar, während der die Arbeit getan hat, reimte: „*Der Herr Vikare / Redt immer das Gute und Wahre / Es ist ein Staat, / Wie der Herr Flad / Prediget / Und gleichsam die Leute nötiget / Zu dem Wahren und Guten; / Er bekehrt Heiden und Juden / Nein, auf Ehre / Wenn ich so wäre!*“

Schutzheiliger der Predigträuber

Der Heilbronner Prälat Märklin klagte gelegentlich, dass „Pfarrer Mörike noch immer für seine Gemeinde ganz untätig ist und sich auch von den Amtsgeschäften, z.B. der Teilnahme an der Disputation entzieht, während er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigt und hin und her Reisen durch das Land macht“. Eine Klage des Prälaten, eine freundliche Anfrage des Dekans von Neuenstadt, weiter nichts. Zugleich ein hilfsbereiter Freund in Wermuthshausen, an den der predigtmüde Pfarrer vertrauensvoll schreiben konnte: „Sei doch so gut und schicke mir...für die Sonntage von Ostern an ein Dutzend deiner Predigten. Ich werde mich ihrer mit einem ganz anderen Gefühl als jener fremden bedienen. Auch etliche oratiunculas nuptiales et mortuales. Was die Handschrift anbelangt“, so haben ja Diebe gute Augen. Eduard Mörike – Schutzheiliger der Internetpredigträuber. Schließlich das Pensionsgesuch des 39-Jährigen: Minutiös genaue Beschreibung seiner vielfältigen Leiden. Dramatische Zuspitzung: „Bei meiner letzten Katechisation und Taufhandlung...ward mir so schlimm, dass die Gemeinde sowohl als ich selbst jeden Augenblick mein Umsinken erwartete“. Dann die eigentliche Bitte: „Nach dieser ganzen, der lautesten Wahrheit gemäßen Darstellung und unter Beilegung eines ärztlichen Zeugnisses wage ich denn Euer Königlichen Majestät die Bitte um allergnädigste Enthebung vom Predigtamt und huldvolle Verleihung einer Pension untertänigst zu Füßen zu legen. In tiefster Ehrfurcht verharrend Euer Königlichen Majestät untertänigst treuehorsamster Eduard Mörike“. Wie gesagt, dem Gesuch wurde stattgegeben. Aus welchen Gründen auch immer. Sei es, dass Mörike wirklich krank war und mit dem Wort Hypochondrie nicht alles erklärt ist. Sei es, dass man wusste: Für ihn ist nun eben die Dichtkunst sein Erstgeburtsrecht. Und die Landeskirche hat nicht zu viele Dichter. Oder sei es, dass mancher milde im Kollegium dachte: Es ist besser so.

Ein Pfarrer, der zu seinen Nöten steht

Darf man von Eduard Mörike zu seinem 200. Geburtstag am 8. September das alles berichten? Wir müssen aus dem großen Lyriker weder einen bedeutenden Theologen noch einen eindrücklichen Pfarrer machen. Aber dazu könnte uns die Beschäftigung mit Mörikes Predigt- und Pfarramtsnöten gut sein, dass wir solche Nöte im Zeitalter der Effektivitätsberechnungen und Effizienzmessungen nicht verdrängen und dass wir einen Pfarrer, der zu seinen Nöten steht, nicht als untragbar, weil unprofitabel erklären. Es sind ja nun wirklich nicht nur *seine* Nöte zwischen Schreibtisch und Kanzel. Und dem Mann gebührt Ehre, der sich diesen Nöten in Armut und Wahrhaftigkeit stellt, auf die Gefahr hin, dass er hilflos wird wie Peregrina in Mörikes Irrsal-Gedicht: „Die Liebe steht am Pfahl gebunden, / Geht endlich arm, zerrüttet, unbeschut; / Dies edle Haupt hat nicht mehr, wo es ruht, / Mit Tränen netzet sie der Füße Wunden. Ach, Peregrinen hab ich so gefunden! Schön war ihr Wahnsinn, ihrer Wange Glut.“

Schade, dass Mörike alle seine Predigten vernichtet hat. Vielleicht hätten wir in ihnen manches tröstliche Stammeln, manch erbauliches Scheitern gefunden. Es werden ja nicht die beati possidentes, die alles auf die Reihe bringen, selig gepriesen, sondern die geistlich Armen.

Dass dieser gescheiterte landeskirchliche Pfarrer Eduard Mörike uns manchen Vers hinterlässt, für den sich das Fragment seines Theologenlebens gelohnt hat, das wissen seine dankbaren Leser. Und vieles wird erst groß und wahr, wenn wir es lesen als Zeugnis dessen, der viel spürte vom Sehnen der Kreatur nach Erlösung. Etwa sein „Septembermorgen“. „Im Nebel ruhet noch die Welt, / Noch träumen Wald und Wiesen: / Bald siehst du, wenn der Schleier fällt, / Den blauen Himmel unverstellt, / Herbstkräftig die gedämpfte Welt / In warmem Golde fließen.“ Ist es nicht vollendeter Ausdruck eschatologischer Hoffnung?

Passionsgedichte von tiefer Wärme

Bei Mörike ist immer auch der „steinerne Gast“, der Tod, anwesend. Er umfängt wie eine Art Grundmelodie die Gestalten im Roman seines Lebens, dem „Maler Nolten“. Er lässt die Braut

Die Säule an die ich mich lehne - Eduard Mörike zum 200. Geburtstag
Paul Dieterich

in den Peregrina-Versen im schwarzen Gewand zum Hochzeitsmahl gehen. Er blitzt vom Eisen der Hufe der munteren Rösslein, sie „*schrittweis gehen mit deiner Leiche*“. Er begleitet Mozart zur Aufführung des Don Giovanni auf der Reise nach Prag. Und in seiner ersten Nähe gibt Mozart, Mörikes alter ego, sein volles Bekenntnis ab zu allem, was schön ist im bedrohten Menschenleben. Nein, mit dem unternehmungslustig feschen Biedermeier-Idylliker am frisch geschnittenen Wanderstab, wie er von Paul Konewkas humorigem Scherenschnitt grüßt, ist es nichts. Überlassen wir ihn den Fremdenverkehrsvereinen. Diese Idylle – auch im „Turmhahn“, der viel später als nostalgisch versöhnende Verklärung entstand – ist dürftig befestigt über Abgründen. Das macht Mörike für uns so bedrängend.

Und – Hamartologie hin oder her – Mörike wusste, wie wir vor dem Heiligen Gott dran sind: „*Dein Liebesfeuer, / Ach, Herr! wie teuer / Wollt ich es hegen, / Wollt ich es pflegen! / Hab's nicht geheget / Und nicht gepfleget, / Bin tot im Herzen - / O Höllenschmerzen!*“

Hatte Mörike ein Gespür für Jesus Christus? Für den Christus, der für uns lebt und stirbt? Besonders seine Passionsgedichte sind von tiefer Wärme. „*WO FIND ICH TROST? Eine Liebe kenn ich, die ist treu, / War getreu, so lang ich sie gefunden, / Hat mit tiefem Seufzen immer neu, / Stets versöhnlich, sich mit mir verbunden. / Welcher einst mit himmlischem Gedulden / Bitter bittern Todestropfen trank, / Hing am Kreuz und büßte mein Verschulden, / Bis es in ein Meer von Gnade sank.*“ Mörike soll, als er auf seinem letzten Lager nach Jesus gefragt worden sei, gesagt haben: „*Ja, er ist die Säule, an die ich mich lehne, wenn ich schwach werde*“.

Und wie herrlich der Vierzeiler des Menschen, der nach allem, was man heute weiß, MS hatte: „*AUF DEM KRANKENBETTE Gleichwie ein Vogel vorbei mit sonnenbeglänzt / Flügel den blitzenden Schein wirft in ein schattig Gemach, / Also, mitten im Gram um verlorene Jahre des Siechbetts, / Überraschet und weckt leuchtende Hoffnung mich oft.*“

Paul Dieterich